

## REZENSIONEN

DANIJEL KEŽIĆ: *Bauen für den Einheitsstaat. Die Eisenbahn Belgrad-Bar und die Desintegration des Wirtschaftssystems in Jugoslawien (1952–1976)* (= Südosteuropäische Arbeiten, Bd. 158). Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg 2017. 399 S. ISBN 978-3-11-056888-2.

Nach 1944/45 war in weiten Teilen des südöstlichen Europas die sozialistische Moderne gemäß sowjetischem Vorbild das Maß aller Utopien. Die Volksdemokratien strebten infolgedessen als Grundlage ihres Wirtschaftssystems den industriellen (Wieder-)Aufbau und eine funktionstüchtige Verkehrsinfrastruktur an. Im Zuge dessen knüpften sie aber auch an Planungen aus der Zwischenkriegszeit an, u.a. bei der Umsetzung weitreichender Verkehrsprojekte.

Einem solchen zentralen Eisenbahnprojekt, welches vorrangig dazu gedient hat, Serbien und Montenegro enger miteinander zu verbinden, widmet sich die Studie des Kieler Historikers Danijel Kežić: Die ca. 476 Kilometer lange Trasse zwischen Belgrad und der Kleinstadt Bar an der adriatischen Küste, die am 30. Mai 1976 nach etwa 25-jähriger Bauzeit triumphal eingeweiht wurde, stellt dabei einerseits einen Höhepunkt und andererseits den Endpunkt in der Entwicklung des jugoslawischen Eisenbahnsystems dar. Das Ereignis selbst wurde als ein „nationaler“, d.h. jugoslawischer Festtag inszeniert, begleitet von landesweiten Kundgebungen, euphemistischen Pressekampagnen und der Emission von Sonderbriefmarken.

Es sind jedoch weniger die Spuren, die dieses „Großprojekt“ in der postjugoslawischen Erinnerungskultur hinterlassen hat, denen die Studie nachgeht, sondern Kežić untersucht an diesem konkreten Beispiel vielmehr das Zusammenspiel zwischen ökonomischen Reformen und dem (kon-)föderalen Umbau des politischen Systems Jugoslawiens, beginnend von ersten konkreten Planungen 1952 bis zur Eröffnung 1976. Vor diesem Hintergrund geht der Autor davon aus, dass sich der Bau der Bahnstrecke und die wirtschaftliche Desintegration Jugoslawiens miteinander verschränkt, bzw. dass die häufigen Kurswechsel in der Wirtschaftspolitik den Bau negativ beeinflusst haben, sodass sich die Fertigstellung immer wieder verzögerte, ja sogar das ganze Projekt zwischenzeitlich in Frage stand.

Unter diesen Vorannahmen widmet sich die folgende Analyse der Planungs- und Baugeschichte der Strecke, wobei Archivquellen sowie diverse Tageszeitungen und ökonomische Fachzeitschriften ausgewertet worden sind. Den Auftakt bildet ein Kapitel, dessen Fokus auf der Investitionspolitik bzw. den entsprechenden Kompetenzen sowohl des Bundes als auch der jeweiligen Republiken liegt. Kežić macht an dieser Stelle deutlich, dass die ökonomischen und administrativen Dezentralisierungsmaßnahmen seit Beginn der 50er Jahre nolens volens diversen Partikularismen Vorschub geleistet haben. Der Streckenausbau bzw. die Bereitstellung der dafür notwendigen Investitionen habe sich aber auch aufgrund der stark zersplitterten Verwaltung des Bahnwesens und wegen des völlig fragmentierten Tarifsystems immer wieder verzögert; 29 Gesellschaften mischten demnach noch zu Beginn der 60er Jahre landesweit in diesem Bereich mit.

Innerhalb der Betrachtungen werden v.a. zwei Perioden unterschieden: 1952 bis 1965 und zwischen 1965 und 1976. Dies liegt in den einschneidenden Maßnahmen von 1965 begründet, welche den einzelnen Republiken schrittweise die faktische Autonomie in wirtschaftspolitischen Fragen übertrug, damit aber auch – so der Autor – die Dezentralisierung des politischen Systems eingeleitet hätten. Als Remedium für das weitgehende Scheitern aller marktwirtschaftlichen Ansätze wurden nämlich ab der zweiten Hälfte der 60er Jahre föderale Reformen eingeleitet, welche – wenn auch unbeabsichtigt – zum unmittelbaren Auslöser der zunehmenden politischen Desintegration Jugoslawiens geworden seien. Diese endete bekanntlich in nationaler Segmentierung und staatlichen Auflösungserscheinungen.

Im weitaus umfangreichsten 3. Kapitel geht es um die Planungen und die Organisation des Streckenbaus. In der Folge werden die serbische und die montenegrinische Teilrepublik getrennt abgehandelt, wobei auch der Ausbau der Hafenanlagen in Bar einbezogen wird. Neben Finanzierungsfragen spielen auch diejenigen Prestigeprojekte immer wieder eine Rolle, denen zeitgleich ebenfalls eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung zugemessen wurde, sodass der Linie Belgrad-Bar, zumindest was die Bereitstellung von Investitionen anbetrifft, in anderen „Bruderrepubliken“ Konkurrenz erwuchs. Neben den einschneidenden Veränderungen der ökonomischen Rahmenbedingungen und Prioritäten sorgte jedoch auch der häufige Wechsel der institutionellen Verantwortlichkeiten für Stockungen im Planungs- und Bauprozess. Unrealistische Finanz- und Zeitprojektierungen taten ihr Übriges. Gegen Ende der 60er Jahre konnte die Fortsetzung der Arbeiten nur mithilfe von internationalen Krediten gewährleistet werden. Neue Finanzlücken mussten 1970 dagegen mit einer „Volksanleihe“ v.a. in der serbischen (Teil-)Republik gestopft werden. Dieser „nationale“ Kraftakt sei heute immer noch überaus präsent; er habe in einer überaus kritischen Phase serbischen Patriotismus, wenn nicht sogar Nationalismus beflügelt und den Weiterbau ermöglicht – bis sich 1974 ein weiterer Fehlbetrag auftat, der nur mit Zwangsanleihen für serbische Unternehmen abgewendet werden konnte.

Schließlich wird in einem weiteren Kapitel das Geschehen aus der Perspektive maßgeblicher Bauunternehmen verfolgt, d.h. die wechselvolle Geschichte an den Schauplätzen der Teilstreckenkonstruktion. Dort konnten bis zur Eröffnung im Mai 1976 verschiedene logistische Probleme nicht rechtzeitig gelöst werden; erst zwei Jahre später war die Funktionsfähigkeit auf der gesamten Etappe hergestellt. Trotz dieser Schwierigkeiten ist der Bahnbau zumindest in Serbien und Montenegro bis heute erinnerungskulturell positiv besetzt. Das liegt auch an der beachtlichen ingenieurstechnischen Gesamtleistung bzgl. der Streckenführung durch das Dinarische Gebirge (wobei ein winziges Teilstück das Territorium Bosnien-Herzegowinas bzw. der Republika Srpska durchquert); die 254 Tunnel und 234 Brückenkonstruktionen machten im Laufe der Jahre u.a. den Einsatz von über 100.000 Arbeitern (S. 17) notwendig. Dementsprechend waren aber auch die Baukosten in der Endabrechnung enorm und belasteten v.a. den serbischen Haushalt über viele Jahre hinweg außerordentlich. Dies ist auch der Grund dafür, dass das Projekt in Kroatien oder Slowenien eher als Verschleuderung von Ressourcen gesehen wurde (und wird), wobei sich kritische Stimmen bereits Ende der 1960er/Anfang der 70er Jahre zu Wort meldeten.

Darüber hinaus wird der einstige Ruf heutzutage von der Realität entzaubert: häufige Verspätungen, technische Defizite und marode Gleise machen die Reise u.U.

zu einer echten Strapaze. Nachdem die Entfernung zwischen Donau und Adria zu Hochzeiten in rund sieben Stunden überwunden werden konnte, dauert die Reise inzwischen etwa zwölf Stunden, was einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 40 Kilometern entspricht. Die Modernisierung der Strecke und deren Finanzierung sind dementsprechend eine große Herausforderung für die Zukunft.

Damit reiht sich das Thema des Buches, auch wenn dieses keinen technik- oder umweltgeschichtlichen Ansatz verfolgt, partiell in die Forschungen zu den „Großbauten“ des Kommunismus ein. Die kleinteilige, zahlenintensive Darstellung wird durch Graphiken, Kartenmaterial und Bilddokumente aufgelockert. Hierbei vermittelt die Studie keine wilde Bergromantik, sondern geht schematisch ihrer These von der ökonomischen Desintegration Jugoslawiens nach. Auch wenn die Bahn zumindest die verkehrstechnische Entwicklung Montenegros vorangetrieben hat, zieht der Autor letztlich eine negative Bilanz. Dies gilt einerseits in Bezug auf ihre Wirtschaftlichkeit, aber auch als (gesamt-)jugoslawisches Integrationsmotor habe das Projekt aufgrund der politischen und ökonomischen Makrostrukturen versagt. Insofern sei die jugoslawische Eisenbahn in toto als ein Sinnbild für das Scheitern der Wirtschaftsreformen im Vorfeld der innerjugoslawischen Sezessionsprozesse zu verstehen.

Gießen

RAYK EINAX

ARNOŠT ŠTANZEL: *Wasserträume und Wasserräume im Staatssozialismus. Ein umwelthistorischer Vergleich anhand der tschechoslowakischen und rumänischen Wasserwirtschaft 1948–1989* (= Schnittstellen. Studien zum östlichen und südöstlichen Europa, Bd. 8). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2017. 378 S. ISBN 978-3-525-30184-5.

Vor den Beginn der Lektüre seiner Dissertationsschrift hat der Münchner Historiker Arnošt Štanzel ein beredtes Sinnbild gestellt: Das Buchcover ziert das Abbild einer futuristisch anmutenden Prometheus-Statue, die bis heute am Vidraru-Staudamm zu Füßen des Făgăraș-Gebirges weithin sichtbar aufragt und somit das vermeintlich himmelsstürmende Potential technischen Fortschritts im sozialistischen Rumänien symbolisiert.

Unter diesen Vorzeichen betrachtet der Autor in seiner Vergleichsstudie die Aneignung der Natur durch menschliche Planungstätigkeit sowohl in der (Tschecho-) Slowakei als auch in Rumänien, und zwar unter den Bedingungen des Staatssozialismus (1948–1989). Im Mittelpunkt stehen hierbei die Visionen der kommunistischen Funktionäre sowie der leitenden Planungskader in Bezug auf die hydrotechnische Modernisierung in den beiden Ländern, genauso wie deren praktische Umsetzung mithilfe infrastruktureller Großprojekte, welche Štanzel an einer Reihe von Fallbeispielen eingehend untersucht. Dabei konzentriert sich der bilaterale Vergleich auf den Bau von Talsperren, die Regulation der Donau und den Umgang mit industriell verschmutzten Abwässern.

Neben der (Nicht-)Berücksichtigung ökologischer Belange durch politische und technische Eliten ist die Studie an einer internationalen Einbettung, d.h. in den damals zeitgenössischen State of the Art, interessiert, um die Spezifika des östlichen

Europas besser akzentuieren zu können. Diese weichen global betrachtet, wie der Autor vorwegnimmt, gar nicht so markant von Problemlagen anderswo ab. Nicht zuletzt aus diesem Grund sei es an der Zeit, die bislang üblichen ökologischen Katastrophenszenarien für das östliche Europa zu revidieren und sich näher mit den z.T. durchaus ernsthaften Bemühungen um den Schutz der Natur zu beschäftigen. Weitere Momente, welche die Untersuchung nolens volens prägen, sind zum einen die z.T. maßgebliche Rolle der Sowjetunion, sei es als Vorbild oder als beratender bzw. unterstützender Akteur, zum anderen das energiepolitische Potential der Donau, welches immer wieder Anlass für zwischenstaatliche Kooperationen, aber auch Quell für multiple Konflikte gewesen ist.

Die einzelnen Kapitel des Buches sind dann mehr oder weniger nach dem gleichen Schema abgefasst: Den Ausgangspunkt bilden die naturräumlichen Besonderheiten sowie das sozioökonomische Ausgangsniveau nach dem 2. Weltkrieg. Analytisch leitend sind v.a. das Konzept der „Umweltgeschichte“ sowie der Begriff der „Infrastrukturen“. Hinzu kommen einerseits ein „hybrides“ Verständnis der Natur als „Akteur“ innerhalb des Modernisierungsprozesses und andererseits eine spezifische Konzeption der jeweiligen Schauplätze: als „physikalischer“, „politischer“ oder „sozialer Raum“. Auf dieser Grundlage kommen im Anschluss – je nach Chiffre – unterschiedliche historische Quellen für die Analyse zur Geltung.

Den Auftakt bildet der Orava-Staudamm in der Nordwestslowakei. Dessen ursprünglicher Zweck bestand vornehmlich in der Stromerzeugung im Dienste des industriellen Fortschritts in einer ökonomisch unterentwickelten Region. Spätestens ab den 1970er Jahren sorgte jedoch die touristische Erschließung des Stausees für eine differenziertere Agenda und machte damit nachhaltige Naturschutzmaßnahmen notwendig bzw. möglich.

Soweit kam es in den rumänischen Karpaten bis dato nicht. Auch wenn ein großer Teil der Planungsarbeiten bis in die Zwischenkriegszeit zurückreichte und etliche Ingenieure nach 1950 erneut maßgeblich darin eingebunden waren, standen den Protagonisten in beiden Beispielfällen – die Wasserkraftwerke „V. I. Lenin“ in Bicaz an der Bistrița (Ostkarpaten), errichtet zwischen 1950 und 1960, und „Gheorghe Gheorghiu-Dej“ am Argeș bzw. am Lacul Vidraru (Südkarpaten), gebaut 1960–1965 – sowjetische Vorbilder vor Augen. Dies hieß auch, so der Autor, dass bereits bei der Projektierung neben der Elektrifizierung von Landstrichen außerhalb der Metropolen die industriell zweckmäßige Nutzung des aufgestauten Wassers eine zentrale Rolle spielte. Entsprechend schonungslos sei zunächst aber auch mit den Naturressourcen umgegangen worden. Die Begründung hierfür lag im höheren Ziel begründet, und zwar in der Entwicklung ausgedehnter Regionen, z.B. der Moldau (Ostrumänien), welche das überkommene bourgeoise Regime – so die propagandistische Begleitmusik – bis dato vollkommen vernachlässigt habe. Nachdem sich gegen Ende der 1970er Jahre das rumänische Wirtschaftswachstum wieder empfindlich abgeschwächt hatte, war das Regime zudem darauf versessen, das Land energiepolitisch autark zu machen, was v.a. hieß, das Potential der Hydroenergie zukünftig noch weitaus intensiver auszunutzen. Auch unter dieser Prämisse blieb das Naherholungspotential im Umfeld der Stauseen von untergeordnetem Interesse.

Hierauf schließt sich das slowakisch-ungarische Staudammprojekt Gabčíkovo-Nagyymaros an, dessen partielle Verwirklichung bis zu Beginn der 1990er Jahre in ho-

hem Maße in den natürlichen Verlauf der Donau eingegriffen hat. Der zwischen 1951 und 1977 geplante Komplex wurde nur auf der slowakischen Seite fertiggestellt, weil die ungarische Regierung 1989 infolge zivilgesellschaftlicher Proteste und finanzieller Bedenken einseitig das Handtuch geworfen hatte. Auch hier trat zur Energieerzeugung eine weitere Funktion hinzu: Infolge der Überschwemmungskatastrophe von 1965 wurde das Stauwehr auch in den Hochwasserschutz integriert. Im Zuge der Konflikte rund um die ungarische Minderheit in der Südslowakei sei die Anlage darüber hinaus inzwischen zum „Projekt nationalen Prestiges“ (S. 171) avanciert.

Bezüglich der rumänischen Großprojekte an der Donau bemüht Štanzel erneut mehrere Beispiele. Einerseits den Donau-Schwarzmeer-Kanal, andererseits das Wasserkraftwerk „Eisernes Tor I“. Der 1949–1953 angefangene Bau des Kanals, bei dem tausende von Zwangsarbeitern eingesetzt wurden, sollte neben Erleichterungen für den Schiffsverkehr auch der Energiegewinnung und damit der wirtschaftlichen Entwicklung der Dobruđscha dienen. Auch hierbei hatten Naturbelange allenfalls marginale Relevanz. Stattdessen lag es nach wie vor im Trend, technische Schwierigkeiten und Planungschaos möglichst durch voluntaristische Höchstleistungen auszugleichen. Nach dem Tod Stalins konnten die Funktionäre allerdings ihre Augen nicht mehr vor den immensen (finanziellen wie menschlichen) Kosten verschließen. Erst 1973 wurden die Planungen – unter technologisch sehr viel vorteilhafteren Vorzeichen – reaktiviert, sodass der ca. 65 Kilometer lange Kanal im Jahre 1984 in einer pompösen Zeremonie durch das Präsidentenehepaar Ceaușescu eingeweiht werden konnte.

In ebenso triumphaler Weise war zuvor das rumänisch-jugoslawische Energieprojekt am Eisernen Tor gefeiert worden, dessen Eröffnung jedoch noch in die Zeiten des ökonomischen Booms fiel. Nach ersten Planungsschritten wurde der Großbau 1964–1972 errichtet, d.h., als Wasserkraft generell eine rasch zunehmende Bedeutung für die rumänische Energieversorgung besaß. Abgesehen davon war die Entwicklung der gesamten Region (um Orșova) angedacht, d.h. industrieller Wandel, Förderung der touristischen Infrastruktur sowie Ausbau des Verkehrsnetzes.

Über diese beiden konkreten Konstruktionsgiganten hinaus geht der Autor auf die umfangreichen Eindämmungs- und Meliorationsarbeiten entlang der Donau bzw. in deren Delta ein, die insbesondere der Steigerung der landwirtschaftlichen Anbauflächen, aber auch der Schiffbarkeit sowie der Fischzucht dienten. Unter diesen Vorzeichen war es kein Wunder, dass das Donaudelta in der Ceaușescu-Ära kaum unter ökologischen Aspekten bewirtschaftet wurde, sondern als Rohstoffquelle – u.a. für Zellulose – fungierte, die es intensiv auszubeuten galt.

Der letzte Themenkomplex, d.h. der Umgang mit der zunehmenden Verunreinigung der natürlichen Gewässer, wird schließlich in einem gemeinsamen Kapitel thematisiert. In der ČSSR waren die gesundheitsbedrohlichen Belastungen bereits in den 1950er Jahren aufgegriffen und erste Maßnahmenpläne eingeleitet worden. Demgegenüber sei Rumänien nach dem Krieg an sich kaum industrialisiert, und eine entsprechende Kontamination daher allenfalls in den großen Städten festzustellen gewesen. In beiden Ländern habe es jedoch eindeutige Bezugnahmen auf Umweltprobleme und den Gewässerschutz in westlichen bzw. kapitalistischen Staaten gegeben. Vor diesem Hintergrund seien zumindest in den 1970ern relativ unbefangene Fachdiskurse möglich gewesen. Bei der Umsetzung von Schutzmaßnahmen hätten

hingegen sowohl die Kostenfrage als auch das Primat des wirtschaftlichen Wachstums dominiert, sodass bis zum Ende der Regime – trotz besseren Wissens – kaum gegengesteuert worden sei.

Štanzels umwelthistorische Studie ist sowohl was die geographische Region als auch die Konfiguration der Untersuchungsgegenstände anbetreffend neuartig. Sie bietet einerseits eine breit angelegte Einführung in den Themenbereich und andererseits eine ausführliche Einbettung seiner Ergebnisse in internationale Forschungszusammenhänge. Auf jeden Fall wird der prometheische Charakter der Zeit und ihrer Akteure in den höheren staatssozialistischen Chargen deutlich. Demgegenüber sollten sich künftige Forschungen u.a. stärker auf die Perspektive des Alltags, d.h. auf die Sicht derjenigen, deren Lebenswelt(en) vom Hype der Hydrotechnik ganz unmittelbar betroffen war, konzentrieren.

Gießen

RAYK EINAX

THEDE KAHL, PETER MARIO KREUTER, CHRISTINA VOGEL (Hrsg.): *Culinaria Balcanica* (= Forum Rumänien, Bd. 24). Berlin: Frank & Timme 2015. 380 S. ISBN 978-3-7329-0138-8.

Wird ein Phänomen von erheblicher gesellschaftlicher und historischer Relevanz wie die Kulinaristik im Balkanraum thematisiert, so müssen vielfältige soziokulturelle Wechselwirkungen berücksichtigt werden, denn das Thema *Culinaria balcanica* reicht weit über die Nationalküchen der Balkanländer hinaus. Es lässt sich nicht nur als ein überregionales, übernationales und zugleich zivilisationsübergreifendes Kulturprodukt osmanischer und christlich-orthodoxer Prägung erfassen. Den Herausgebern und Autoren der Beiträge des in drei Teile gegliederten Sammelbandes ist es gelungen, den Begriff *Balkanküche* anschaulich und überzeugend auszulegen. Die Ausführungen verweisen hierbei auf eine gastronomische Erscheinung, die in der Kochtradition mehrerer Balkanländer verbreitet ist und darüber hinaus auch noch in den Nachbarländern nachweisbar ist. Ein weiteres wichtiges Anliegen der 22 Autoren ist es – neben der begrifflichen Präzisierung –, der Balkanküche den Status einer „Weltküche“ anzuerkennen. Wenn auch die Existenz der Balkanküche auf der Balkanhalbinsel als selbstverständlich gilt, so mag einem Leser, dem die Verhältnisse auf dem Balkan nicht sehr vertraut sind, die Zuordnung der rumänischen Küche zu der Balkanküche auf den ersten Blick befremdend vorkommen.

Den Sammelband eröffnet ein fundierter Beitrag zu aktuellsten Fragen gegenwärtiger Forschung der Balkan-Kulinaristik: typischer Gerichte, Ingredienzien, Zubereitung und Sozialgeschichte. Die von Klaus STEINKE gebotene Einführung „Balkanküche – revised“ (S. 15–28) verweist auf „gesamtbalkanische“ kulinarische Grundzüge, sodass die weiteren Beiträge in einen breiteren Rahmen gestellt werden.

Fernab der Ausrichtung der einzelnen Beiträge stehen auch gemeinsame Erfahrungen im Vordergrund: Die Durchsicht einer Speisekarte, das Ausprobieren eines Rezepts aus einem Ferienort oder einfach die Anpassung des eigenen Gaumens an das Unbekannte, Ungewohnte, das miteinander identitätsstiftend wirken kann. Folglich sind die Autoren der Beiträge bemüht, die s.g. *food identity* zu umreißen. Corinna LESCHBER diskutiert daher den identitätsstiftenden Beitrag von Wein und Öl in me-

diterranen Bezügen (S. 73–82), wobei Fragen der Entstehung, Verbreitung und Gebrauch dieser Wahrzeichen nicht nur kulturhistorisch erläutert werden müssen. Ohne die Gewährung eines tieferen Blicks in Etymologie und Volksrituale wäre die Postulierung des Weins und Öls als „typisch balkanisch“ eher nur für den Kenner einleuchtend. Gleichfalls bedarf es eines kulturanthropologischen Ansatzes und nicht nur eines wissenschaftlichen Gespürs, um drei weitere typische kulinarische Vertreter des Balkans mit Symbolcharakter – die *pita*, den *raki* und den *Kaffee* – vorzustellen. So unternimmt Johannes KRAMER in seinem Beitrag „Das balkanische Wanderwort *pitta* ‚Blätterteiggepäck‘“ (S. 39–54) eine breitere vergleichende diachrone Untersuchung des Wanderwortes „pita“, um Ähnlichkeiten in neun Sprachen (Griechisch, Bulgarisch, Serbisch, Albanisch, Rumänisch, Ungarisch, Türkisch, Italienisch und Judenspanisch) aufdecken zu können. Die vom Autor gestellte Frage über das Verhältnis des Balkanismus „pita“ zu dem italienischen Begriff „pizza“ ist im Kontext der Kulinarie als rhetorische Frage zu werten; Gabriella SCHUBERT formuliert treffend „Wem gehört der/die/das Paprika?“ (S. 55–72), während Valeria HEUBERGER in „Zur Kulturgeschichte des Kaffeegenusses im Osmanischen Reich sowie im Balkanraum“ (S. 97–112) nicht nur die Axiologie des Kaffeegenusses erfasst, sondern auch noch das Kaffeehaus und die Kneipe im Balkanraum als „Schule der Erkenntnis“ deutet. Bei „Wandergerichten“ ergeben sich oft Streitfragen hinsichtlich der Nationalität der Rezepte. Als Beispiel führt daher Schubert das bekannte „bulgarische“ Rezept für „gefüllte Paprika“ an.

Der zweite Teil des Sammelbandes erweitert den Horizont der Problematik der Balkanküche, indem auf die *Culinaria Balcanica Romanica* aus linguistischer und anthropologischer Sicht eingegangen wird. Ioana SCHERF (S. 113–130) bedient sich der Phraseologie, um aufzuzeigen, wie im Rumänischen zu Tisch gebeten wird. Die kulinarische Metaphorik der Redewendungen wird anhand von sieben Gruppen untersucht, in denen die Autorin die häufigsten Speisen-Konstituenten und deren Konnotationen erschließt. Einen Überblick über das aus dem Türkischen entlehnte kulinarische Vokabular im Rumänischen bietet Thede KAHL in seinem Beitrag „Zum Schicksal kulinarischer Orientalismen“ (S. 130–148). Ausgewertet wurden ältere literarische Quellen (1862, 1857, 1923, 1965 und 1973), wobei es dem Autor darum geht, nicht nur eine umfangreiche Lexemliste kulinarischer Orientalismen vorzulegen, sondern auch ihr Schicksal auf Grund künftiger Sprachkonservation vorherzusagen.

Die Beiträge des zweiten Abschnitts bemühen sich, die Eigenart der *Culinaria Balcanica Romanica* als wichtiger Vertreter der Balkanküche zu erfassen. Daher werden der Kebap (Jürgen KRISTOPHSON, S. 149–156) und andere Grundnahrungsmittel, die Heterogenität der rumänischen Küche, die Etymologie lateinischer und moldauischer Belege oder die kulinarische Präsenz in Reiseberichten thematisiert. Interessante Aufschlüsse vermitteln die Untersuchungen von Anton STERBLING „Die karge Banater Küche“ (S. 222–238) und Octavian BUDA „Receptarea vegetarianismului in Țările Române. O istorie a alimentației după docorul Pavel Vasici Ungureanu (1806–1881)“ (S. 239–252), die nicht bloß auf die Aufwendigkeit und Üppigkeit der rumänischen Ess- und Trinkkultur eingehen, sondern hervorheben, dass vegetarische und karge Gerichte als einfache Kost ebenso zum guten Geschmack gehören (S. 200), dass sie in jeder rumänischen Familie vorkommen und auch an der fürstlichen Tafel aufgetragen werden, so Peter Mario KREUTER in seinem Beitrag „Zuckerwerk und zehn

Bouteillen Wein. Oder: Was uns Reise und diplomatische Berichte über das kulinarische Leben in den Donaufürstentümern mitteilen können“ (S. 185–202).

Der dritte Abschnitt der Aufsatzsammlung enthält fünf Beiträge, die sich dem Stellenwert der *Kulinaristik* in der rumänischen Literatur widmen. In ihrem Beitrag „Von *mămăligă*, *plăcintă* und anderen guten Sachen. Zur identitätstiftenden Funktion von Ess- und Trinkkultur in der rumänischen Literatur“ (S. 277–292) weist Anke PFEIFER überzeugend auf das „hohe Identitätspotenzial“ rumänischer Gerichte hin, auf die gemeinschaftsstiftende Funktion des Spießbratens, des Weins oder orientalischer Delikatessen im Prosawerk von Mihail Sadoveanu, Nicolae Filimon, Panait Istrati, Dan Lungu, Mircea Cărtărescu u.a.

Essen und Trinken geben dem rumänischen Dichter Eugène Ionesco den Anlass zu wahren dramatischen Meditationen, die ausführlich von Klaus HEITMANN in „*Naturalia sunt turpia*“ (S. 292–318) analysiert werden. Als interessant, aufschlussreich und zum Nachdenken auffordernd sind die letzten zwei Aufsätze zum Thema *Culinaria Balcanica Literaria* einzuschätzen. Diese beleuchten die Poetik des Essens in den Werken des rumänischen Klassikers Ion Luca Caragiale. Horst FASSEL (S. 331–356) und Iliana GREGORI (S. 357–372) erörtern hierbei die vom namenhaften Dramatiker und Satiriker aufgeworfene Frage, ob man das ist, was man isst, und lassen dadurch den Band mit Anregungen zu Leserreflexionen ausklingen.

Insgesamt bietet auch dieser Band aus der Reihe *Forum: Rumänien* ein informatives Bild zu einem aktuellen interdisziplinären Thema. Durch die thematische Anordnung der einzelnen Beiträge und die fundierte wissenschaftliche Auslegung ist der Sammelband auch anspruchsvolleren Lesern zu empfehlen. Doch auch dem Nichtfachmann dürfte der Band das Interesse für Ess- und Trinkgepflogenheiten auf dem Balkan erwecken und zu einer weiteren Beschäftigung mit dem Thema einladen.

Blagoevgrad

TEODORA KIRYAKOVA-DINEVA

THOMAS M. BOHN, ADRIAN GHEORGHE, CHRISTOF PAULUS, ALBERT WEBER (Hrsg.): *Corpus Draculianum. Dokumente und Chroniken zum walachischen Fürsten Vlad dem Pfähler 1448–1650*. Bd. 1: *Briefe und Urkunden*. Teil 1: *Die Überlieferung aus der Walachei*. Wiesbaden: Harrassowitz 2017. LXXI + 265 S. ISBN 978-3-447-10212-4.

Mit dem hier besprochenen Band des großangelegten Editionswerkes „Corpus Draculianum“, in welchem die Quellen zu Leben und Wirken Vlads III. Drăculea, gen. „Țepeș“ („der Pfähler“) (1431–1476) aus der Zeit von 1448–1650 zusammengefasst sind, ist nun – nachdem bereits der dritte Band herausgekommen ist – auch der erste Teilband der Sammlung von Dokumenten und Chroniken erschienen. Der dritte Band, der die Überlieferungen aus dem Osmanischen Reich behandelt resp. umfasst, war – wie dem Vorwort des nun vorgelegten Teilbandes, in welchem „die Quellen der walachischen Herrschaftseliten ediert sind“ zu entnehmen ist – offenbar im Zusammenhang mit dem Promotionsverfahren des Co-Autoren und Osmanisten, A. GEORGHE, vorgezogen worden (p. XI).

Im erwähnten Vorwort des Teilbandes 1: 1 (pp. IX–XI), in dem die Intentionen der Autoren/Herausgeber skizziert sowie Angaben zum Publikationsgeschehen ge-



macht werden, ist zur „Inspiration“ des *Dracula*-Autoren Abraham „Bram“ Stoker notiert: „Im Hinblick auf den Puritanismus und die Orientalische Frage denen das Britische Empire innen- wie außenpolitisch unterlag, interpretiert die Anglistik *Dracula* im Sinne des New Historicism mittlerweile als diskursive Metapher. Im Zusammenhang der britischen Rivalität mit dem Zarenreich an den Meerengen von Bosporus und Dardanellen und im Kontext der Konfrontation Londons mit der ‘reverse colonization’ der Invasion dunkler Kräfte aus dem Osten offenbart sich der Vampirgraf dabei als das missverstandene Alter ego des christlichen Europa am balkanischen Einfallstor des Islam“. Eine Interpretation, der man sich – auch wenn diese Einiges für sich hat – nicht unbedingt anschließen muss. Die literarische Figur spiegelt letztlich natürlich vor allem die Ängste vor den „dunklen Kräfte aus dem Osten“ oder gar „Invasionsphantasien“ im viktorianischen England wider. Diese Ängste fanden ihren literarischen Niederschlag im 19. Jh. einerseits im Genre des Invasionsromans, in welchem die Invasoren zwar nicht primär Russen oder gar irgendwelche „Orientalen“ waren (Chinesen, Japaner, Mongolen etc. wurden hier als Invasoren vor allem nach dem Boxeraufstand und dem Russisch-Japanischen Krieg populär), sondern es tauchten, wie K. M. Armer gelegentlich bemerkte, „[...] Als Angreifer [...] in den britischen Invasionsromanen eigentlich nur drei Nationen auf: Die Lieblingsfeinde waren Deutsche, Franzosen – und Marsmenschen“.<sup>1</sup>

Andererseits ist der oder das „Fremde“ und das Eindringen in die Welt des wohlgeordneten und in seinem Selbstverständnis kultivierten und liberalen Weltreichs jener Tage (oder vielmehr dessen Zentrum – das britische „Mutterland“) ein häufiges (und wirkmächtiges Thema) der phantastischen Literatur des viktorianischen Zeitalters. Bram Stoker bildete hier nicht nur keine Ausnahme, sondern griff diese Grundkonzeption, die er thematisch variierte, immer wieder auf – sei es nun in der Gestalt der ägyptischen Königin Tera in „The jewel of seven stars“ (1903) oder der Bedrohung durch den „Weißen Wurm“ aus einem vorchristlichen Zeitalter in „The lair of the white worm“ (1911). Immer wieder sind es hier unheimliche fremde Kräfte, die in die geordnete Welt seiner Zeitgenossen einbrechen. Auch sein *Dracula* ist ein solcher Invasor, der sich ins Herz des Empires begibt. Es mag hier kein Zufall sein, dass der vermeintliche Ideengeber Stokers, Ármin(ius) Vámbéry (dessen Rolle in diesem Zusammenhang freilich zumeist deutlich überzeichnet wird), der als ungarischer Patriot (und u.a. auch als Historiker) sehr wohl um die Sicht Ungarns auf die Donaufürstentümer, als deren Schutzmacht sich das Russische Reich verstand, in Vergangenheit und Gegenwart wusste, die Aufmerksamkeit Stokers auf den walachischen Woiwoden, der in den zeitgenössischen deutschen Drucken als der Archetyp des osteuropäischen Tyrannen dargestellt wurde, lenkte. Die vermeintliche Trennlinie zwischen den östlichen Rändern Ungarns und des Deutschen Reiches hin zur Welt der Orthodoxie und die schon beinahe traditionelle Gegnerschaft zwischen Ungarn und Rumä-

1 ARMER, Karl Michael: „Ruled Britannia. Krieg und Frieden und die Tröstungen des Zungensalats in Sakis Alternativweltroman ‚Als Wilhelm kam‘“. In: Saki: *Als Wilhelm kam. Eine Geschichte aus dem London unter den Hohenzollern*. München 1992 (Bibliothek der Science Fiction Literatur 85), pp. 205–222, hier p. 206. Beim britischen Invasionsroman des 19. Jh.s reichte die Bandbreite der „Schlüsselwerke“ von G. T. CHESNEYS „The battle of Dorking“ (London 1871) bis hin zu H. G. WELLS’ „The war of the worlds“ (London 1897).

nen haben hier natürlich noch ein Übriges getan. In seinen Publikationen, in denen Vámbéry unermüdlich dem britischen Kolonialismus das Wort redete und einer extremen russophoben Haltung Ausdruck verlieh, wurde unentwegt auf die Gefahren, die von dem stetig expandierenden Zarenreich an allen Fronten ausgingen, verwiesen. Diese Position, die sich wohl vor allem auf die persönlichen Erfahrungen Vámbérys gründete (– hier die brutale Niederschlagung des ung. Aufstandes durch russ. Truppen 1848–1849)<sup>2</sup> und die sich vor dem Hintergrund der britisch-russischen Rivalität, wie sie sich etwa in Zentralasien in Gestalt des „Großen Spiels“ oder im Osmanischen Reich in der „Orientalischen Frage“ entfaltet, und die größte öffentliche Aufmerksamkeit erlangte, wurde von Vámbéry in einer wahren Flut von Zeitungsartikeln und Aufsätzen in englischer, deutscher und ungarischer Sprache<sup>3</sup> ebenso verbreitet, wie in Büchern, die vielfach übersetzt wurden und hohe Auflagen erzielten.<sup>4</sup> Es ist letztlich diese Folie, die auch von Stokers „Ideegeber“ mit ausgebreitet wurde, auf der der Autor des „Dracula“ der Angst vor dunklen Kräften aus dem Osten ein Gesicht zu verleihen verstand.

An das Vorwort der Autoren/Herausgeber schließt eine Danksagung (p. XII), eine Einführung in die editorischen Prinzipien (pp. XIII–XVI), Abkürzungsverzeichnisse (pp. XVII–XVIII) und Literaturhinweise (pp. XIX–XXI) an. Hierauf folgt eine Einleitung zu diesem Teilband, in der zunächst die Konzeption des Bandes vorgestellt, und daran anschließend die Besonderheiten der Quellenlage dargestellt wird (pp. XXIV–XXV) sowie die walachische Diplomatie im Spätmittelalter (pp. XXVI–XXXIV) und die Überlieferungsproblematiken (pp. XXXV–L) behandelt werden.

Auf pp. LI–LXXI wird von den Verfassern/Herausgebern eine „Gesamtbibliographie zu Vlad dem Pfähler (bis 2017)“ gegeben. Hier hätten die Kompilatoren der Bibliographie gut daran getan, in der Titelgebung der „Bibliotheca Draculiana“ keinen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben – was für Bibliographien ja ganz allgemein gilt. Gerade zu dem Zusammenhang zwischen Stoker und Vámbéry wurden verschiedene Beiträge vorgelegt, die in der Bibliographie unberücksichtigt geblieben sind: so z.B. MACKENZIE, Andrew: *Dracula country. Travels and folk beliefs in Romania*. London 1977; LEATHERDALE, Clive: *Dracula. The novel & the legend. A study of Bram Stoker's Gothic masterpiece*. Wellingborough 1985; FARKAS, Jenő: *Drakula és a vámpírok*. Budapest 2010 [dt. „Dracula und die Vampire“]; KRASZTEV, Péter: „Vámbéry és Stoker: rövid vázlat a kelet-nyugati szorongásexport történetéből“. In: *Vámbéry Antológia 2008*. Dunaszerdahely 2008, pp. 112–137 [dt. „Vámbéry und Stoker: Kurze Skizze zur Geschichte des ost-westlichen Angstexports“] oder auch

2 MANDLER, David: *Arminius Vambéry and the British Empire. Between east and west*. Lanham, Boulder, New York, London 2016, pp. 77–78.

3 Cf. hierzu bloß die Artikelserie „Will Russia conquer India?“ ([I]. In: *NCent* 17 (95). Jan. 1885, pp. 25–42, [II]. In: *NCent* 17 (96). Febr. 1885, pp. 297–311) oder „Der Zukunftskampf um Indien“ (in: *Marburger Zeitung* 24. Jg., Nr. 151, v. 20.12.1885, coll. 2 a-c u. 4 a-b), „Die englisch-russische Rivalität in Centralasien und die orientalische Frage“ (in: *Unsere Zeit* 14 (1). 1878, pp. 801–815) etc.

4 VÁMBÉRY, Ármin(ius): *The coming struggle for India. Being an account of the encroachments of Russia in Central Asia, and of the difficulties sure to arise therefrom to England*. Paris, London, New York, Melbourne 1885.

MANDLER, David: „Vámbery, Victorian culture, and Stoker's *Dracula*“. In: Steven Tötösy de Zepetnek, Louise O. Vasvári (Hrsg.): *Comparative Hungarian cultural studies*. West Lafayette, IN 2011, pp. 47–58 – die Aufstellung ließe sich hier beliebig fortsetzen.

Der Hauptteil der Arbeit, d.h. die Edition der eigentlichen Quellen, gliedert sich grob in zwei Bereiche: die dokumentarischen Quellen aus der Walachei (pp. 1–191) und den Anhang („Dokumente von umstrittener Zuordnung“) (pp. 195–241). Den ersten Teil bilden 39 Dokumente (walachische Briefe und Urkunden), die in chronologischer Folge gegeben werden. Unter diesen finden sich 29 Dokumente von Vlad III. (z.B. Nr. 9 – *Vlad der Pfähler stellt dem Kloster Tismana eine Bestätigungs-urkunde über das Eigentum an all seinen Dörfern aus* [Kloster Tismana, 5.3.1458]). Auf diese folgen schließlich Ergänzungsquellen – hier Auszüge kurzer Erwähnungen aus Briefen und Urkunden etc. – (Nr. 40–59). Zu den einzelnen Dokumenten werden Informationen hinsichtlich der Diplomatie, der Kontextualisierung, zur Beschreibung, Übersetzungen, Literatur, Editionen etc. gegeben und schließlich der kommentierte Originaltext mit gegenübergestellter dt. Übersetzung geliefert, wobei die kirchenslavischen Texte aus einer Reihe von nachvollziehbaren Gründen nicht in lat. Umschrift wiedergegeben werden.

Im Anhang sind an zwei Dokumente von umstrittener Zuordnung (Nr. 60 u. 61) anschließend (1.) sphragistische Quellen (pp. 195–220), (2.) epigraphische Quellen (pp. 221–230) und (3.) numismatische Quellen (pp. 231–241) behandelt. Im Abschnitt über die sphragistischen Quellen sind, an eine Einleitung anschließend, die verschiedenen Typen der walachischen Siegel aus der infrage stehenden Zeit behandelt. Dass gerade der sphragistische Teil durch überwiegend farbige Bebilderung begleitet wird (lediglich einige Nachzeichnungen sind schwarz-weiß), kommt diesem Kapitel der Darstellung sehr zugute.

Beschlossen wird der Band durch eine genealogische Tafel der Basaraber (p. 243), in der nur die Generationenfolge sowie die einzelnen Amtsinhaber (und Prätendenten) berücksichtigt sind, eine Chronologie der walachischen Woiwoden (pp. 244–246), ein Glossar (pp. 247–258) sowie verschiedene Indices (pp. 259–265).

Nun sollen die oben gemachten Bemerkungen des Rezensenten nicht den Blick auf die eigentliche Arbeit, die Thomas M. Bohn, Adrian Gheorghe, Christof Paulus und Albert Weber hier geleistet haben, verstellen. Wie schon der vorausgegangene dritte Band des großen Werkes, haben die Editoren auch mit dem hier besprochenen Teilband ein wahres Meisterwerk der Editionsarbeit vorgelegt. Daran, dass auch die künftigen Bände den beiden nun verfügbaren in nichts nachstehen werden, dürfte kein Zweifel bestehen.

Göttingen

MICHAEL KNÜPPEL

DAVID MANDLER: *Arminius Vambéry and the British Empire. Between East and West*. Boulder, New York, Lanham, London: Lexington Books 2016, XXIII + 189 S. ISBN 978-1-4985-3824-4.

Wann immer der Name des Zentralasienreisenden, Abenteurers und Gelehrten Ármín(ius) Vámbery, der zugleich als Pionier in mehreren Forschungsfeldern anzuse-

hen ist, in Verbindung mit dem Britischen Weltreich genannt wird, so denkt ein jeder Leser sofort an seine Rolle als Inspirationsgeber von Bram Stoker, seine Agententätigkeit für Großbritannien (und wohl auch das Osmanische Reich) und das sogenannte „Große Spiel“. So zutreffend all dies ja sein mag, so bildet es doch nur einen holzschnittartigen Ausschnitt aus einem sehr viel ausgedehnteren und zudem deutlich komplexeren Zusammenhang. Seine Stellung in und zum Empire sowie die Wahrnehmung seiner Person als Individuum der Zeitgeschichte im viktorianischen Britannien und durch die gelehrte oder auch bloß politisch interessierte Öffentlichkeit, ist demgegenüber in der nicht gerade knappen Literatur der Vámbéry-Forschung erstaunlicherweise nur unzureichend berücksichtigt worden. Ein Desideratum, dem mit der nun auch auf Englisch vorliegenden Arbeit<sup>1</sup> des ausgewiesenen Vámbéry-Fachmannes David MANDLER, Abhilfe geschaffen wurde.

Der Vf. zeichnet Leben und Wirken Vámbérys – oder vielmehr dessen Betrachtung – und hier vor allem seinem Lebensweg vom Angehörigen einer marginalisierten ethno-religiösen Minderheit zu einem vielbeachteten Gelehrten von Weltrang, vor dem Hintergrund der Problematik der Identitätsbestimmung, unter Berücksichtigung der verschiedenen Identitäten Vámbérys (vor allem als Ungar und als Jude in Großbritannien wie auch in Ungarn, der sich als „orientalistischer“ Orientalist hervor tat resp. in gewisser Weise als solcher angesehen wurde – was ja eine Reflektion einerseits dieser Identitätsbestimmung und andererseits aber auch der multiplen Zuschreibungen darstellt), sowie der Kritik des Orientalismus in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s – der eben sehr viel mehr war, als der aus westlicher Perspektive erfolgte Blick auf *den* Orient, wie sich gerade am Beispiel Vámbérys, aber auch dessen Schülers Ignác Goldziher (1850–1921), zeigen lässt.

Die Arbeit Mandlers ist allein schon insofern bemerkenswert, als der Vf. für die Darstellung zahlreiche nicht ohne weiteres bekannte (inzwischen durch verschiedene Archive allerdings zugängliche) Berichte über Vámbéry aus britischen Zeitungen und Zeitschriften, die häufig Meldungen enthalten, welche Rückschlüsse auf den Blick der Öffentlichkeit auf den Zentralasienreisenden, Gelehrten und Fachmann für die politische Lage Innerasiens erlauben, heranzieht. Im an Danksagung (pp. XI–XII), Abbildungsverzeichnis (pp. XIII–XIV) und Einleitung (pp. XV–XXIII) anschließenden Teil der Arbeit (pp. 1–52) wendet sich Mandler gerade diesem Aspekt der außergewöhnlichen Karriere Vámbérys zu. Im zweiten Teil wird Vámbéry im öffentlichen Diskurs in Großbritannien (pp. 53–107) – einem Abschnitt, der bereits den aussagekräftigen Teiltitel „Hungarian, Explorer, Russophobe, and Eastern Brother“ führt, womit ja wiederum auch die verschiedenen Identitäten angesprochen werden – behandelt. Im dritten Abschnitt schließlich wendet der Vf. sich dem wechselhaften und mitunter höchst problematischen Verhältnis zwischen Vámbéry und seinem Meisterschüler Ignác Goldziher, der zu Recht als einer der Begründer der modernen Islamwissenschaft (neben Theodor Nöldeke und Christiaan Snouck Hurgronje) angesehen wird, zu (pp. 109–153). Gerade Goldziher sollte zu einem der meistbeachteten Kriti-

1 Bereits zwei Jahre zuvor hatte der Autor eine ungarische Fassung vorgelegt: MANDLER, Dávid: *Kelet és nyugat megszyjén: Vámbéry Ármin és a Brit Birodalom*. Budapest: Múlt és Jövő Kiadó, 2014.

ker Vámbéry werden und diesem später Unwissenschaftlichkeit vorwerfen. Die Kritik dieses großen Schülers war es, die Vámbéry bei nachfolgenden Generationen bisweilen in schiefes Licht gerückt haben. Ein Bild, das vom Vf. überzeugend korrigiert wird. Beschlossen wird der Band auf die Zusammenfassung resp. Zusammenstellung der Ergebnisse (pp. 155–157) folgend – abgesehen von Literaturverzeichnis (pp. 169–177), einem Index (pp. 179–187) sowie einer biographischen Skizze Mandlers (p. 189) – von einem in Gestalt eines Anhangs gegebenen Exkurs zum Einfluss Vámbérys auf Bram Stoker (pp. 159–167).

Obgleich die Arbeit sich in vielerlei Hinsicht aus der Literatur der vergangenen Jahre hervorhebt, so bleiben als wenige der Kritikpunkte, denen sich der Rezensent an dieser Stelle ansonsten enthalten möchte (– würde dies in Anbetracht von Qualität und Bedeutung der Arbeit, die die Vámbéry-Forschung doch ganz erheblich befördern dürfte, dem Buch D. Mandlers kaum gerecht –), die Anlage des Literaturverzeichnisses sowie einige Fehler in Bezug auf die erfasste Literatur (so ist der Beitrag Vámbérys „British Civilization and influence in Asia“ auf pp. 289–298 des *SGM* erschienen, nicht auf p. 289, wie bei Mandler auf p. 173 notiert, der Artikel „Great Britain and her rivals in Asia“ erschien in *NatRev* 31 (182). April 1898, pp. 191–205, nicht *NatRev* 6. 1885–1886, p. 11, wie bei Mandler auf p. 176 angegeben, etc.). Im Falle der Erfassungen im Literaturverzeichnis sind neben privaten Korrespondenzen des Vf.s, diversen Internetressourcen sowie den Monographien, Zeitschriften- und Sammelbandbeiträgen auch zahlreiche Zeitungsartikel resp. -meldungen, die oftmals keine Titel tragen und ohne Nennung von Vff.n abgedruckt sind, aufgeführt. Im Grunde geht diese Vermischung doch sehr zu Lasten der Benutzerfreundlichkeit und es hätte sich eine Entflechtung der höchst unterschiedlichen Quellen nicht nur angeboten, sondern wäre dem Ganzen ausgesprochen förderlich gewesen.

Den oben erwähnten Ansprüchen wird die Arbeit Mandlers voll und ganz gerecht. Es gelingt dem Vf. nicht nur in ausgezeichneter Weise das Leben und Wirken Vámbérys im Zusammenhang mit Fragen der Identitätsbestimmung im 19. Jh. und der Auseinandersetzung mit dem Orientalismus zu verorten, sie ist zudem hervorragend geschrieben und bildet ein wahres Kabinettstück nicht nur der Vámbéry-Forschung, sondern auch der Wissenschaftsgeschichte als Ideengeschichte und liefert ein Bild der Zentralasienforschung und Hungarologie jener Zeit, in welchem der Vf. zugleich die Verhältnisse der gehobenen Schichten im viktorianischen Britannien noch einmal aufscheinen lässt.

Göttingen

MICHAEL KNÜPPEL

IMRE GRÁFIK: *Határtalanul-határon innen és túl = Grenzenlos – auf Seiten der Ungarischen Grenze = Without frontiers – inside and outside Hungary*. Pécs: Pro Pannónia 2013. 356 S. ISBN 978-963-989382-5.

Der Band „Grenzenlos – auf Seiten der ungarischen Grenze“ ist eine Sammlung von Abhandlungen des ungarischen Volkskundeforschers Imre GRÁFIK, die sich mit den pannonischen und den benachbarten Gebieten Westungarns beschäftigen. Die Texte liegen zur Gänze in Ungarisch, teilweise in Englisch, Deutsch, Kroatisch und Slowenisch vor und umfassen einen Publikationszeitraum von 1994 bis 2011.

Gráfik lenkte seine Aufmerksamkeit seit den 1980er Jahren zunehmend auf das kulturelle Erbe und die volkstümlichen Traditionen der ungarischen Minderheiten in den Nachbarländern Ungarns. In den zehn Aufsätzen des Bandes werden Blitzlichter auf einige seiner Arbeitsbereiche geworfen, in denen Gráfik ganz unterschiedliche Aspekte oder Besonderheiten dieser Region behandelt. Imre Gráfik hat sich in verschiedenen Organisationen wissenschaftlich und publizistisch engagiert und sich an nationalen und internationalen Forschungsprojekten beteiligt. Er war Leiter der Museen des Komitats Vas und Generalsekretär der Ungarischen Ethnografischen Gesellschaft.

In diesen und einer Reihe von anderen Funktionen beschäftigte sich Gráfik mit ethnischen und volksgruppenrelevanten Themen. Der erste in Deutsch vorliegende Beitrag, „Őrisziget – Siget in der Wart, UT Ein Baudenkmal-Komplex ‚in Situ‘ und eine historisch-ethnographische Sammlung“, S. 30–40, etwa ist eine aus dem Jahr 1994 stammende Betrachtung der historischen Bauten und der ethnografischen Sammlung der Gemeinde Siget in der Wart. Gráfik skizziert ihre Entwicklungsgeschichte, ihre wichtigsten Bauten und dem Versuch, einen Blick in die Zukunft zu werfen. Gleich hier wird die große Schwäche des Bandes für jene LeserInnen spürbar, die nicht in der Lage sind, die Texte in der ungarischen Originalsprache zu lesen. Die Übersetzungen sind zum Teil derart umständlich formuliert, dass ein sinnerfassendes Lesen zumindest großer Aufmerksamkeit bedarf. Der an sich gut recherchierte und zusammengefasste Inhalt wird zu einem kaum lesbaren Slalom an komplizierten Formulierungen. Das zeigt sich schon an der vollkommen falschen Übersetzung des Buchtitels und zieht sich in unterschiedlicher Intensität durch alle vorliegenden deutschen Texte.

Der zweite in Deutsch vorliegende Text „Die Chancen [sic] der Minderheitskultur. Streuungarntum in Kroatien [sic]: ihre Vergangenheit und Gegenwart“ (S. 81–86) befasst sich mit der ungarischen Minderheit in Kroatien. Hier folgt einem kurzen geschichtlichen Überblick eine aus der Historie resultierende Gliederung der ungarischen Siedlungsgebiete auf kroatischem Territorium. Gráfik stellt einen Zusammenhang zwischen dem Fortbestehen der ungarischen Identität und der Zahl der einsprachigen ungarischen Schulen her und beschreibt deren Entwicklung bis etwa 1995.

Der dritte Artikel „Nation, Nationalitaet [sic], Nationale Minderheit. Nationale Identitaet [sic] im Kreise des Streuungarntums in Kroatien“ (S. 104–123), der in Deutsch publiziert wird, behandelt die Frage der nationalen Identität des Streuungarntums anhand der ungarischen BewohnerInnen des Ortes Velika Pisanica, der zwischen den Flüssen Drau und Save in Kroatien liegt. Innerhalb eines Jahrhunderts mussten sich die „Streuungarn“ in mehreren verschiedenen Staaten definieren. In der österreichisch-ungarischen Monarchie, nach dem Ersten Weltkrieg als Minderheit anfangs im S.H.S.-Staat, dann im jugoslawischen Vielvölkerstaat und nach 1991 als BewohnerInnen eines neu entstandenen kroatischen Nationalstaates.

Eine in Teilaspekten etwas bemüht wirkende Befragung von 18 Personen gewährt Rückschlüsse auf die ethnische Identität und das Nationalbewusstsein der Befragten. Aus diesen werden im Abschluss Schlussfolgerungen gezogen, wobei der Autor selbst in Frage stellt, ob das geringe Sample solche überhaupt zulässt. Auch in diesem an sich interessanten Text sind weite Passagen leider durch die schlechte Übersetzung schlichtweg unverständlich.

Der vierte deutschsprachige Beitrag mit dem Titel „Die Zusammenhänge vom (sic!) Sprachgebrauch und Identität bei der ungarischen Diaspora in Kroatien“ (S. 166–171) bezieht sich ebenfalls auf die Befragung von 18 UngarInnen in Velika Pisanica. Im Wesentlichen werden hier die im oben erwähnten Beitrag angeführten Ergebnisse dieser Befragung wiederholt und Schlussfolgerungen vor allem auf den tendenziell abnehmenden Gebrauch der ungarischen Sprache gezogen.

Unter dem Titel „Dreiländereck – Vom Nationaltrauma zum Treffpunkt der Völker“ (S. 271–290) widmet sich Gráfik dem durch den Friedensvertrag von Trianon entstandenen Dreiländereck, beziehungsweise der sich verändernden Bedeutung des dort errichteten Denkmals im Grenzbereich von Ungarn, Österreich und Slowenien. Gleich vorweg: Das im Titel postulierte Nationaltrauma wird im Text kaum behandelt. Der Autor scheint vorauszusetzen, dass jeder Leser / jede Leserin mit der Behauptung dieser Diagnose einer kollektiven oder nationalen seelischen Verletzung übereinstimmt und unternimmt keinen Versuch einer kritischen Untersuchung des Begriffes. Möglicherweise soll ein Zitat aus einer privaten Schrift eines Lehrers aus Szentgotthart die Behauptung eines solchen Traumas belegen. Bei kritischer Betrachtung bleibt aber eher der Eindruck einer pathetisch inszenierten nationalen Phrasendrescherei beziehungsweise einer kollektiven Selbstinszenierung als geschichtliches Opfer bestehen. „Nach seiner Errichtung wurde der Dreiländereckstein – nach unserer Information – zwischen den zwei Weltkriegen mehr oder weniger regelmäßig das Ziel von Schulausflügen. Den direkten Anlass bildete der Gedenktag der Helden“ (S. 273).

Gráfik zitiert dann aus der Schrift eines Lehrers aus St. Gotthard: „nach ungefähr eine Stunde Wanderung gelangten sie (die Schulkinder) zu einer schönen Wiese. Am Rand der Wiese stand eine Säule, die die Grenze von drei Ländern bezeichnete (verstümmeltes Ungarn, Österreich, Serbien. Die Gruppen haben sich um die Säule gestellt und die Feierlichkeiten begonnen. Sie haben mit der Hymne begonnen [...] Nach der Hymne hielt ein Lehrer eine Festrede. Er sprach ergreifende, schöne Worte. Unter anderem folgende: Meine lieben Kinder! Vom August 1914 bis Ende Oktober 1918 hat der furchtbare Weltkrieg gedauert. Unsere heldenhaften Soldaten haben tapfer in fremden Ländern gekämpft. Ihre Tapferkeit wurde sogar vom Feind bewundert. In den furchtbaren Schlachten haben tausende tapfere ungarische Soldaten den Heldentod erlitten. Leider konnten wir den Krieg nicht gewinnen, und der Feind hat unser tausendjähriges, teures, schönes Ungarn aufgeteilt. Wir haben die schönsten und in Schätzen so reichen Gebiete unserer alten Heimat verloren und aus dem schönen Ungarn ist ‚Rumpfungarn‘ geworden ... Hier, am Trianoner Dreiländereck sollt ihr, meine lieben Kinder, geloben, dass ihr nie die gefallenen ungarischen Helden vergessen und euer ganzes Leben lang in Ehre für das zukünftige Ungarn arbeiten werdet!“ (S. 273). Solche Schulausflüge scheinen laut Gráfik allerdings die einzigen halboffiziellen Veranstaltungen gewesen sein, die von ungarischer Seite organisiert wurden. Ob von österreichischer oder slowenischer Seite Ort und Denkmal ähnlich oder anders genutzt wurden, geht aus dem Text nicht hervor.

In der Folge beschreibt Gráfik, wie beim Dreiländereck ab 1949 der Eisernen Vorhang in seinen unterschiedlichen Ausbauphasen konstruiert wurde und grenzüberschreitende Kommunikation wie fast überall entlang der Grenze verunmöglicht wurde. Er zeigt anhand des Mikrogebietes Dreiländereck auf, wie ab den 1970er-Jah-

ren erst zaghaft auf lokaler Ebene wieder grenzübergreifende Kontakte geknüpft und diese in den 1980er-Jahren ausgeweitet und Schritt für Schritt institutionalisiert wurden.

1989 organisieren die drei Grenzgemeinden Körmend, Murska Sobota und Fürstentfeld ein sogenanntes Internationales Friedensfest. Gráfik stellt dieses Fest, das im Mai 1989 stattfand, in Beziehung zu dem im selben Jahr am 19. August in Sopron stattfindenden sogenannten paneuropäischen Picknick. Er vergleicht diese beiden Veranstaltungen und untersucht sie auf Parallelen und Unterschiede. In den 1990er-Jahren institutionalisieren sich die Treffen zwischen den Vertretern der Gemeinden rund um das Dreiländereck und münden schließlich in die internationale Zusammenarbeit im Zuge des Dreiländer Naturparkes Raab. Zum Abschluss strukturiert Gráfik die Arten grenzüberschreitender Verbindungen. Er unterscheidet interpersonale Verbindungen, Politik und öffentliches Leben, Wirtschaft und Handel, Kultur und Bildung, Sport und Freizeit, Tourismus und Fremdenverkehr und Sonstiges. Gráfik analysiert die Erwartungshaltungen der Bevölkerung in den drei Staaten und versucht die Chancen und Probleme der sich entwickelnden grenzüberschreitenden Kooperationen darzustellen.

Der Beitrag „Von Westeuropa nach Mitteleuropa – Ein Beispiel aus Transdanubien / aus dem Komitat Vas (in Ungarn)“ (S. 303–310) untersucht die Bedingungen, die Motivation und die Hindernisse, die es für Zuwanderer aus verschiedenen Ländern in einem kleinen Ort namens Iklanberény in Westungarn gibt. Aus dem Text geht allerdings hervor, dass das ausgewählte Beispiel atypisch für die Region ist und der Leser daher keine Rückschlüsse allgemeiner Art auf die Zuwanderung in die Region ableiten kann. Gráfik beschreibt die historischen, topografischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten der Gemeinde und die wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen, die die Zuwanderer auslösen. Interessant sind auch die Untersuchungen in Hinblick auf die Beziehungsstrukturen der Immigranten und der Alteingesessenen.

Der letzte in Deutsch vorliegende Beitrag der Textsammlung „Der Reiz der pannonischen Landschaft (Region) – oder – von Westeuropa nach Mitteleuropa“ (S. 325–336) befasst sich ebenfalls mit der Ansiedlung von Ausländern (hauptsächlich aus der EU) im westungarischen Raum (Iklanbeény).

Etwas allgemeiner als im vorher genannten Beitrag werden die Voraussetzungen in der Region, die Motivation für die Ansiedlung sowie Hindernisse beschrieben. Obwohl auch hier die Untersuchung keine allgemein gültigen Rückschlüsse zulässt, versucht Gráfik wesentliche Aspekte und Übereinstimmungen herauszufiltern. Er beschreibt aber auch die Veränderungen im Ortsbild oder die positiven Beispiele im Hinblick auf den Denkmalschutz, wenn etwa Zuwanderer größere historisch und baukünstlerisch wertvolle Gebäude erwerben und renovieren.

Zusammenfassend: Gráfik Imre erlaubt den Lesern in erster Linie Einblicke in seine publizistische Tätigkeit seit Anfang der 1990er Jahre. Die Beiträge sind immer unter dem Zeitpunkt ihres jeweiligen Entstehens zu verstehen. Es handelt sich (leider) nicht um Langzeitbeobachtungen, und die Veränderungen, die sich seit dem Verfassen der Texte ergeben haben, werden nicht berücksichtigt. Interessant sind die Verquickungen zwischen geschichtlichen, volkswissenschaftlichen und soziologischen Be-



obachtungen. Das größte Manko besteht in der mangelhaften Übersetzung, die sich schon im Titel „Grenzenlos – auf Seiten der ungarischen Grenze“ manifestiert.

Szombathely/Kitzladen

ANDREAS LEHNER

OLIVER JENS SCHMITT, MICHAEL METZELTIN (Hrsg.): *Das Südosteuropa der Regionen* (= Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse 858). Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2015. 756 S. ISBN 978-3-7001-7726-6.

Das Großprojekt der beiden in Wien lehrenden Schweizer Südosteuropa-Forscher, in dem im Zeitraum von 2008–2014 zwei themenspezifische Autorentreffen zusammen mit Thede Kahl organisiert wurden, schließt an eine Diskussion um die regionale Begrifflichkeit contra Nationalstaatsdenken an, die etwa seit dem Millennium in gesamteuropäischem Rahmen läuft und für die Südosteuropa-Forschung von besonderem Interesse ist, da weite Teile des Balkanraums ehem. Reichsprovinzen darstellen und Abgrenzungen nach administrativen, religiösen oder sprachlichen Kriterien in vielen Fällen von vornherein gar nicht möglich sind. Somit ist es naheliegend, für eine prismatische Erschließung der Regionalgeschichte Südosteuropas, den Regionsbegriff komplementär zu den nationalstaatlichen bzw. imperialen Raum- und Namenskategorien zu verwenden. Aus dieser Problematik ist ein für Historie, Politik und Kultur multidimensionaler Sammelband entstanden, der folgende Regionen abdeckt: Slawonien-Syrmien, Dalmatien, Herzegowina, Sandžak von Novi Pazar, Kosovo, Šumadija, Vojvodina, Siebenbürgen, Bukowina, Moldau, Walachei, Bulgarien, Thrakien, Makedonien, Thessalien, Epirus. Die Beiträge zu Nordalbanien/Montenegro, Bosnien, Banat, Ionischen Inseln, Festgriechenland, Peloponnes und Dobrudscha wurden nicht fertiggestellt und fehlen in dem Band, der somit geographisch keine Vollständigkeit aufweist, sondern die Problematik an einer umfangreichen Paradigmenselektion (16 Beispiele von Regionen) aufzuzeigen versucht. Ähnlich wie der Umfang der genannten Landschaften in ihrer Größe und historischen Bedeutung sehr unterschiedlich ist, sind auch die einzelnen Kapitelbeiträge nach Umfang, Strukturierung, Methodik und spezifischer Thematik z.T. sehr verschieden ausgefallen. Das langjährige Ringen um eine gewisse formale und inhaltliche Einheitlichkeit ist in manchen Texten und Argumentationen noch nachvollziehbar.

Begriffsgeschichtlich und terminologisch wäre es nicht uninteressant, den Regionalbegriff den Raumkonzeptionen der (Kultur)Landschaft bzw. der Zone gegenüberzustellen, wofür es für Südosteuropa bereits traditionelle Beispiele gibt. Ich denke hier an das mehrbändige Werk zu den Landschaften Griechenlands (A. PHILIPPSON: *Die griechischen Landschaften*, Frankfurt/M. 1950–59) bzw. an die Kulturzonengliederung Südosteuropas bei Jovan CVIJIĆ (*La Péninsule balkanique*, Paris 1918) und Milovan GAVAZZI („Die kulturgeographische Gliederung Südosteuropas“, *Südost-Forschungen* 15 (1956) 5–21, auch in *Südosteuropa-Jahrbuch* 2, 1958, 11–23, 24–31). Dieser Diskurs hat durch Klaus ROTH eine neue Dynamik erhalten („What’s a Region? Southeast European Regions Between Globalization, EU-Integration and Marginalization“, ders., Ulf Brunnbauer (eds.), *Region, Regional Identity and Regionalisms in Southeastern Europe*. Part I, Berlin 2008, 17–41) und findet im vorliegenden Band mehr oder weniger seine Fortsetzung. Dabei sind die Indikatoren für Regional-

identität eigentlich nur in Kombinationen zu definieren: geographische und landschaftliche Gegebenheiten, (phasenweise) gemeinsame Geschichte, Religion oder Sprache, Produktionsweisen, die traditionelle Volkskultur (Oralität, Architektur, Brauchwesen, Festivitäten usw.), aber auch moderne Manifestationen der Popularkultur wie Lokalzeitungen und Fußballmannschaften, die eher von der Volkskunde/Ethnologie untersucht werden (zur regionalen Problematik auch W. PUCHNER: *Die Literaturen Südosteuropas (15. bis frühes 20. Jahrhundert). Ein Vergleich*, Wien etc. 2015, ders.: *Die Folklore Südosteuropas. Eine komparative Übersicht*, Wien etc. 2016, ders.: *Performanz und Imagination in der Oralkultur Südosteuropas*, Wien etc. 2017). Bei den meisten Beiträgen dominiert jedoch in irgendeiner Form die politische Geschichte und ihre Entwicklung.

Den langjährigen Werdegang dieses voluminösen Unterfangens sowie die zugrundeliegende Problematik der Verwendung des Regionsbegriffes stellen die Herausgeber in einem luziden Einleitungskapitel, „Das Südosteuropa der Regionen“ (7–38, 1 Karte) vor. Es folgen dann die 16 Kapitel zu den Einzelregionen, wobei allerdings die ungarischen Kulturlandschaften zum Großteil ausgeklammert bleiben (im Gegensatz zu K. CLEWING, O. J. SCHMITT: *Geschichte Südosteuropas. Vom frühen Mittelalter zur Gegenwart*, Regensburg 2011). Dafür lassen sich verschiedene Argumente pro und kontra ins Treffen führen, die in der nicht unbedeutenden Spezialbibliographie zu dem kontrapunktischen Begriffspaar Balkan/Südosteuropa ausdiskutiert sind (vgl. S. 9 Anm. 6). Die begriffsgeschichtliche Definition von Region sieht als Kriterien eine gewisse geographische Ausdehnung, eine Abgrenzungsmöglichkeit, eine Bevölkerung und eine Regierung vor. Solche Definitionen, die einen eher statischen Seinsstatus voraussetzen bzw. eine dauerhafte ontologische Größe implizieren, erweisen sich für große Teile Südosteuropas in seiner turbulenten Geschichte und den intensive kulturellen Interferenzen als realitätsinadäquat und können nur im pragmatischen Sinne als „zweckgebundene Raumabstraktionen“ zur Anwendung kommen; dem steht die empirisch belegbare Tatsache gegenüber, dass es historisch gewachsene Regionen im Balkanraum gibt, die in der einschlägigen Forschungsliteratur, den historischen Quellen bzw. der Öffentlichkeit als solche wahrgenommen werden. Die Rezeptionsgeschichte dieser Begrifflichkeit ist allerdings starken Schwankungen unterworfen, was sich z.B. am Alter und der Entstehungszeit dieser Termini demonstrieren lässt: Belegbarkeit bereits im Altertum (wie Dalmatien, Epirus, Thessalien, Makedonien, Thrakien – mit unterschiedlichen territorialen Konnotationen), Entstehung im Mittelalter (Slawonien-Syrmien, Herzegowina, Siebenbürgen, Walachei, Moldau), Herausbildung in der Periode der Nationswerdung (Bukowina, Kosovo, Sandžak von Novi Pazar, Vojvodina) bzw. territoriale Bereiche, die keine bemerkenswerte regionale Tradition besitzen und nur zu Vergleichszwecken eingeführt wurden (Bulgarien, Šumadija). Allein an diesem Kriterium schon ist der Konfliktstoff abzulesen, der diesen regionalen Zuschreibungen eingelagert ist, so dass es nicht unbedingt verwunderlich ist, dass diesem Projekt seitens mancher Autoren mit einem gewissen Misstrauen begegnet wurde, die auch ihre Beiträge wieder zurückgezogen bzw. nicht fertiggestellt haben oder aus dem ganzen Unterfangen zurückgetreten sind.

Somit ist den Einzelautoren, trotz aller Vorgaben, ein relativ großer interpretativer Ermessensspielraum eingeräumt, der sich dann auch in der Unterschiedlichkeit

der Einzelartikel äußert. Dazu tritt noch die Tatsache, dass bei der Auswahl der Autoren Außenbilder und Innenansichten ineinandergreifen; die Beschränkung dieser Variabilitäten liegt erfahrungsgemäß bei derartigen Großprojekten nur z.T. in den Organisationsmöglichkeiten der Herausgeber, insbesondere wenn es um einen derart prekären Stoff geht wie die Regionsbestimmung. Die Kapitelabfolge verläuft, grob gesprochen, entlang einer Nord-Südachse, wobei der Süden und Westen deutlich zu kurz gekommen ist. Den Beginn macht Ludwig STEINDORFF, „Slawonien und Syrmien“ (39–90, 2 Karten): die Gliederung folgt einer gewissen Präentionslogik, der auch andere Artikel z.T. folgen: räumliche Abgrenzung, Name, politische Terminologie der Gegenwart, geschichtliche Entwicklung (Antike, Mittelalter, Osmanisches Reich und Dynastiewechsel, Habsburg, 19. Jh., 1. Weltkrieg, Zwischenkriegszeit, 2. Weltkrieg und Folgen, sozialistisches Jugoslawien, Gegenwart und Zukunftsperspektiven), nationale Vereinnahmungen, Bilder von Slawonien, Literatur als regionaler Diskurs, Charakteristika der Region (Stereotype, Realität). Ähnlich sind auch die übrigen Artikel ausgestaltet: Aleksandar JAKIR, Marko TROGRIĆ, „Dalmatien“ (91–132, 3 Karten) mit einer erzählhaften Darstellung der Zeitenabfolge, Hannes GRANDITS, „Herzegowina“ (133–175, 1 Karte) mit Sonderkapiteln zur Bevölkerungszusammensetzung, den Religionen, zur Migration, Stadtentwicklung usw., Krzysztof Marcin ZALEWSKI, „Der Sandschak – zur Konstruktion einer historischen Region“ (177–199, 1 Abb., 1 Karte, mit einem Nachtrag von Thede KAHL 2013), Eva Anne FRANTZ, „Kosovo“ (201–275, 2 Karten) mit ausführlichem Sonderkapitel zur Binnenwahrnehmung und Identitätsdiskursen (Einfluss der Auslandsalbaner, Proteste der Kosovo-Serben), der Außenwahrnehmung (Serben, Albaner, Makedonen, Europa/USA), Holm SUNDHAUSEN (†), „Die Šumadija: historische (Nicht-)Region und/oder ‘mental map’?“ (277–311, 2 Karten), der sich einleitend fragt, ob die Landschaft Šumadija wirklich eine Region darstellt und eine Begriffsspaltung einführt, indem er von einer „starken“ oder „schwachen“ Region spricht, auch auf die *lieux de mémoire* der Region eingeht, die neuserbische Kolonisierung, auf völkerpsychologische Typisierungen und innerserbische Diskurse. Michael PORTMANN behandelt die „Vojvodina“ (313–348, 1 Karte), Florian KÜHRER-WIELACH „Siebenbürgen als administrative Einheit und diskursives Konzept“ (349–409, 2 Karten) mit Abschnitten zu konkurrierenden Nationalismen, Migration („exportierte Heimat“), Dracula-Mythos („importierte Populärkultur“), Kurt SCHARR die „Bukowina als historische Region im Überblick“ (411–437, 1 Karte, 3 Grapheme), Flavius SOLOMON „Die Moldau“ (439–472, 1 Karte) mit Abschnitten zu Unterregionen und ethnischen und kulturellen Überschneidungen, besonders ausführlich Daniel URSPRUNG die Walachei: „Raumvorstellungen und Landesbewusstsein: die Walachei als Name und Raumkonzept im historischen Wandel“ (473–549, 2 Karten, Tab.) mit Sonderkapiteln zur Binnenwahrnehmung, diffusen kulturellen Raumkonzepten, mental maps, Fremdwahrnehmung, Dakien-Mythos, Deskriptionen; Nenad STEFANOV behandelt Bulgarien: „Die Kartierung einer Nation und die Zähigkeit der Terra Incognita. Überlegungen zu einer Darstellung von Regionen in Bulgarien in historischer Perspektive“ (551–579, 1 Karte) mit einem interessanten Abschnitt „(K)Ein osmanisches Erbe?“, Mehmet HACISALİHOĞLU (differente Schreibweise im Inhaltsverzeichnis) „Thrakien – Eine wiederentdeckte Region auf dem Balkan“ (581–602, 2 Karten), Vemund AARBAKKE

„Die Region Makedonien“ (603–639, 1 Karte), Antonis RIZOS (†) „Thessalien“ (641–675, 1 Karte), Oliver Jens SCHMITT „Epirus“ (677–733, 2 Karten).

Das voluminöse Übersichtswerk endet mit einem unverzichtbaren Verzeichnis der Namen und Orte von Konrad PETROVSZKY (735–756). Gesondert sind die vielen (historischen) Regionalkarten zu vermerken, die vielfach für diesen Band extra erstellt wurden und dem Werk einen innovativen Mehrwert einräumen. Die unterschiedliche theoretische Gewichtung der Einzelartikel und die fehlenden Regionen nehmen dem Sammelband zwar das Prädikat der ursprünglich angestrebten enzyklopädischen Vollständigkeit, dennoch bleibt der Eindruck einer enormen Arbeitsleistung und Informationsdichte in einem diffizilen und sensitiven Forschungsfeld, welche geographisch und historisch doch den größeren Anteil Südosteuropas abdeckt. Der vorwiegende Aspekt liegt im Allgemeinen auf der historischen Landeskunde mit ihrer komplexen politischen Historie, doch sind häufig auch Identitätsdiskurse, die Differenz von Innen- und Außenbildern, der Pegelstand des Regionalbewusstseins in verschiedenen Geschichtsphasen, Reiseberichte, Landesbeschreibungen, Literatur und Zeitungswesen zudem berücksichtigt. Im Quellenbereich wurde die Oralkultur nur selten miteinbezogen, doch ist dies auch eine Frage der Autorenkompetenz. Die eventuelle Detailkritik der Einzelkapitel kann nicht Gegenstand einer Gesamtrezension sein, sondern bleibt der Fachliteratur vorbehalten. In jedem Fall handelt es sich um ein Referenzwerk, das in der bereits umfangreichen Bibliographie zur rezenten Südosteuropaforschung noch lange Zeit einen signifikanten Platz einnehmen wird.

Athen/Wien

WALTER PUCHNER